

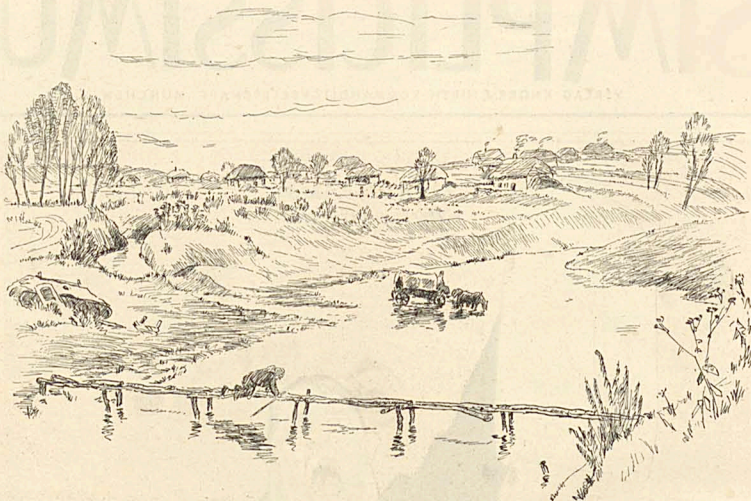
# SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN



„Auf die Zahl der Opfer kommt es nicht an, die Hauptsache ist, daß wir unsere Ideale hochhalten!“

La filosofia dello zio Sam: „Il numero delle vittime non conta; l'importante si è che noi teniamo alti i nostri ideali!“



## DIE PAUSE

VON WALTER FOITZICK

Theaterstücke und Konzerte bestehen aus zwei Teilen, aus dem Teil, wo da vorne auf der Bühne einer oder mehrere etwas machen, und aus der Pause. Häufig ist die Pause der angenehmere Teil. In der Pause hat man die Verpflichtung, über dasjenige, was eben gesehen oder gehört wurde, Anerkennendes oder Abfälliges oder Gelstreiches zu sagen. Man sagt solches zu seinen Bekannten. In der Pause sind immer Bekannte. Da sie in Klumpen beieinanderstehen und man ihnen nicht ausweichen kann, stellt man sich zu ihnen.

Und da Bekannte immer wieder Bekannte haben, wird man immer wieder neuen Leuten vorgestellt, die einem gar nichts angehen. Da ich weiß, daß ich die Leute schwer wieder erkennen werde und ein höflicher Mensch sein möchte, lerne ich sie beim Zusammenstehen auswendig; um sie vielleicht doch wiederzuerkennen. Bisweilen verneige ich mich in der Pause planlos in die Menge hinein, und meine Verneigung trifft regelmäßig auf Leute, die es angeht und denen ich mich nicht entsinnen kann. Ich erkenne das an Verneigungen, die im Umkreis meines Blickes entstehen. Dann gehen wir womöglich aufeinander zu und fragen gleichzeitig: „Wie geht's?“ und antworten gleichzeitig, daß es ein sehr interessanter Abend ist, weil wir nicht wissen, ob einer von uns mit einem auf Bühne und Podium bekannt, verwandt, verkracht oder verschwiegelt ist. Dann stehen wir noch eine Weile und wissen nichts weiter zu sagen, oder stellen uns einfach weiteren Unbekannten vor.

Ich kenne viele Leute die nur in Pausen zu existieren scheinen, es gibt sie nur dort, dort aber regelmäßig. Sehr gut ist es, wenn man weiß, daß die Leute Kinder haben. In diesem Falle kann man sich interessiert nach dem Befinden und den Fortschritten der Kleinen erkundigen, wobei es meist zweifelhaft bleibt, ob der Nachkomme männlichen oder weiblichen Geschlechts ist, da man sich mit der Unkenntnis davon keine Blöße geben möchte. Seit Jahren kennt mich ein Ehepaar, das sich in

jeder Pause nach meiner Tochter erkundigt. Nun habe ich nicht die geringste Andeutung von einer Tochter, aber vor Jahren habe ich es versäumt, das richtigzustellen, und wie soll ich mich jetzt diesen Leuten gegenüber meiner imaginären Tochter entledigen. Sie wächst in der Phantasie der Familie heran. Ich lasse sie von Schulklassen zu Schulklassen aufsteigen, Masern bekommen, Ausflüge machen, radfahren lernen und an Heuschnupfen leiden. Es scheint ein kränkliches, aber intelligentes Kind zu sein. Neulich hatte ich die Jahre unserer Unbekanntschaft unterschätzt und so bekam meine phantastische Tochter Zähnenchen in einem Alter, in dem andere Mädchen bereits die Aufnahmeprüfung in die Kunstgewerbeschule machen. Es war sehr, sehr schwer, die Zähnenchen wieder abzublengen.

Vor jeder Pause bereite ich mich auf das Zusammentreffen mit jener Familie sorgfältig vor, und auf meine Tochter. Ich habe viel Freude an ihr, aber natürlich auch manche Sorge. So sagt man doch wohl in elterlichen Gesprächen?

\*

## REGENMORGEN IM FRÜHLING

*Zwischen den Nebellaken, die eine schmutzige Nacht auf flachem Lager zurückließ, federn sich ungelenk zahllose graue Sperlinge, frühzeitig aufgewacht, sich bekeifend mit unartig lautem Gezänk.*

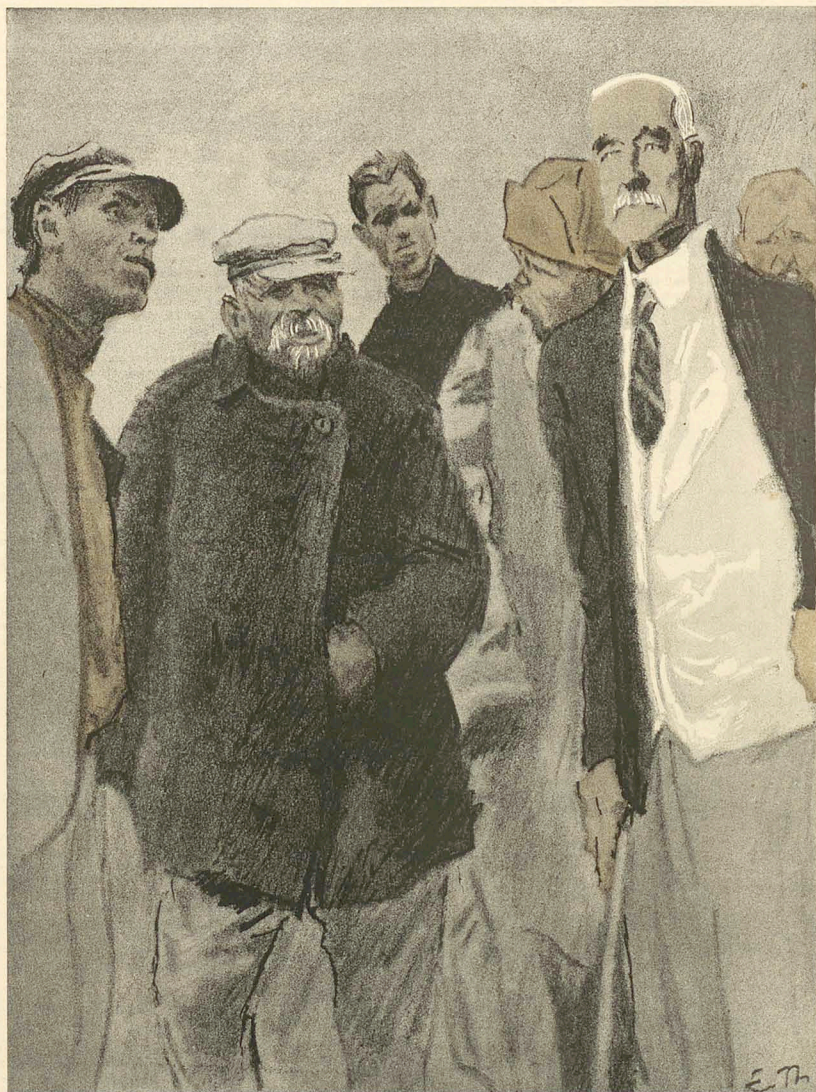
*Meine Fenster sind narbig mit Feuchte besprengt. Breite Tropfen rinnen auf schleimiger Bahn nieder die Scheiben, wie dicke Schnecken, gehängt an die tauzähnen Blätter von Lattich und Löwenzahn.*

*Gestern lief sonnig ins helle Jahr hin der Weg. Fröstelnd schlag ich den Frühling mir heut aus dem Sinn. Mit den Tropfen am Fensterglas, fahlgrau und träg, fließe ich nach und nach in die Traurigkeit hin.*

K. M. Schiller

## Mein Freund Johannes

Wir standen am Strande der Nordsee. Mir wurde es poetisch ums Herz, und schauspielend deklamierte ich: „Brandt' heran, ihr Wogen. Greifet mit strafender Hand Über den brechenden Deich tief in das sündige Land!“ Freundlich schaute Johannes mich an. „Vielleicht versucht du es nachher noch einmal!“, sagte er. „Jetzt abbt es nämlich gerade.“ J. Bieger



„Es freut mich, meine Genossen, daß Stalin beschlossen hat, ihr seid von jetzt ab ungefährlich!“

Il Lord ed i comunisti: „Godo, compagni miei, che Stalin abbia deciso che Voi d' ora in poi non siete pericolosi!..“

# LIEBE IN TIROL

VON SPRINGENSCHMID

Länger als anderswo braucht es, bis in Tirol die Liebe über ein Mannsbild kommt, dafür nachher um so ärger.

Wenn der Mensch im Paradies, wie es heißt, aus Lehm erschaffen ist, in Tirol aus Holz, aus Lärchenholz! Ein Klotz ist der Klüber Klaus, lächerlich durch und durch. Über die dreißig ist er schon und etliches drüber. Und ist noch einmal seine Mutter bloß der Bua, und die Weiberleut im Dorf, die ledigen, die viel eher als die Mannsbilder spüren, für was sie anders erschaffen sind, nehmen ihn, den Klaus, auch noch mit als „mannern“. Aber einmal im Frühjahr, wie die schönen Tag sind, herunter im Dorf alles in der Blüh und oben auf dem Berg das erste Gras, da packt es den Klaus ganz arg, daß er erst gar nit weiß, was das ist und was ihn auf die Höh treibt eigentlich. Bloß dem Herrgott ein wenig in seine Werkstatt schauen, denkt er: „Und auf Gams nebenbei“,

meint der Bachler Lenz, der alte, und greift um den Stecken.

Den Wald steigen sie auf, alle beide, die eine Stunde und die andere. Zu rechen has sie weiters nit miteinander.

Auf der Gauxalm steht das Jungvieh. Die Mariann, die Sendin, die Junga, die saubere, ist bei den Kalben und lockt sie mit einem Jodler, wunderschön. Meint aber wohl nit die Kalben dabei, meint die Mannsbilder, die zwei, die aus dem Wald daharsteigen, und eigentlich, wenn man es richtig nimmt, bloß den einen, den Klaus; denn der Bachler Lenz, der alte, weißhaarete, ist ja schon drüber, aber für den Klaus, den jungen, wär Zeit, daß er „mannern“ wird.

So schon liegt der Jodler über der Alm, daß der alte Bachler das erstmal an diesem Morgen zu reden anhebt: „Ist es nit schen da, Klaus?“ fragt er.

Stilwandel - Mutamento di stile

(Dot. Oberberger)



„Ich tu mich schon hart, die innere Stimme schreit nach pastosem Farbauftrag und die Zeit fordert Sparsamkeit mit dem Material!“

«È difficile per me; la voce interna grida "larga pastosità di colore, ed il tempo vuole parsimonia di materiale».

Da faßt der Klaus bloß den Felsen an und steigt die Wand hochauf, und erst, wie sie oben auf der Talsenhöh sind, und die Alm liegt tief unten im Grund, tut er dem Bachler Antwort auf seine Frag: „Schlan woll“, sagt er, „aber ohne Weiber!“ „Weiber?“ staunt zahnlecket der Bachler Lenz, „hascht du schon eppes mit Weiber, Klaus?“ „Nix mit Weiber!“ sagt der Klaus finster und nimmt, daß er nit mehr sagen braucht, den Gangsteig hinüber zum Grat. Und über die Stund hocken sie oben auf dem Rettenstein, dem vorderen. Da liegt sie jetzt vor ihnen, die Schöpfung Gottes, Berg über Berg, eine ganze Welt voll.

„Der Herrgott“, sagt der Klaus und hängt noch immer beim gleichen Gedanken, „der Herrgott ischt ja ah ledig bibe!“

„Aber der Tuiffel ischt verheirat“, spuckt der Bachler Lenz über die Wand, „und treibt die Ledigen zamm! Was sollen's die Leut auf Erden besser haben als er selber, denkt er, der Tuiffel!“

Und als hätte er mit diesem Worre ihn selber, den Leibhaftigen, beschworen, bleiben ihm auf einmal mitten im Schauen die Augen steck; denn drüber auf dem hintern Rettenstein. „I“ Er muß das Fernglas nehmen.

„Gams?“ fragt der Klaus. Der Bachler schüttelt bloß den Kopf, stellt schärfer noch das Fernglas ein.

„Was ischt?“ fragt der Klaus wieder.

„Viel!“ sagt der Bachler und laßt kein Blick nit aus.

„Was viel?“ schreit der Klaus ungeduldig und greift um das Glas.

Aber der Bachler läßt es nit los, „Klaus, dös ischt nix für di!“ sagt er ernst.

Doch der Klaus hat jetzt das Glas und nimmt den hintern Rettenstein hinein und richtig! „Tuiffel!“ stößt er hervor! Da stehn zwei Leut beinand, mannern und weibern, und haben einand gern. Als wärn sie ganz allein auf der Welt, so lang dauert das Buß!

„Verfluchte Tuiffel“, spuckt der Klaus, „sie hören nit auf, die zwoa!“

„Schau halt nit hin!“ meint der Bachler.

„Aufhören!“ schreit der Klaus, „Tuiffel is!“

Der Bachler lacht bloß und hat so seine Gedanken dabei, was doch der Tuiffel, wann er in Tirol auf Liebe geht, alles anstellen muß, daß er so einen Klotz, einen Lärchenen, wie den Klaus, in die rechte Art bringt.

Oh, wie gem sich die zwei haben, allein, zwischen Himmel und Erden! Eine wahre Höllecken für den Klaus. Ganz ins Schwitzen ist er gekommen, so lang dauert die Lieb auf dem hintern Rettenstein. —

Über die Stund, wie sie über die Felsen absteigen, findet der Klaus seine Sprache wieder, die er verloren hat vor lauter die heimliche Lieb anschauen.

„Und für so was steigen dös zwoa aufm Rettenstein, aufm hintern“, sagt er nachdenklich, „dös geht do weiter unten ah!“

„Je höher oben die Lieb, je schianer“, blitzelt der alte Bachler und schaut zum Klaus hinüber, merkt wohl, wie schnell er jetzt ausgreift und über das Steigl springt, als könnt er die Gauxalm nit erwarten. Gar zu Jodeln hebt er an! Den het der Liebsteuffel packt, das kennt er.

Und richtig, grad in dem Augenblick, da von unten, von der Alm her, der andere Jodler, der weibere, in den selnen, den mannernen, dreinspringt, schlägt er über die Baumwurzel hin auf den Weg und lacht: „Aus is, Lenz!“

„Was ischt denn aus?“ fragt der Bachler und stellt sich dumm, „i glaub eher, es langt was an!“

„Den Haxen hab i mir verstaucht“, deutet der Klaus.

„Mariann“, schreit der Bachler auf die Alm hinunter, „Hilfe, Mariann! Hilfe! Der Klaus, der Bua, ischt hin, aber a Mannsbild ischt dafür da, a junges!“ —

Drei Tag braucht der Klaus auf der Gauxalm, bis er auf gleich ist, mit sein Fuß und so. Der Marianne aber hat der Tuiffel längs verziehen, daß sie seinetwegen den alten, krumpen Schafhalter bußt hat auf dem hintern Rettenstein, als wär's ein junger Liebhaber, damit der Klaus auf dem vorderen einmal „mannern“ wird. Ja, der Teuffel hat's nit leicht mit der Liebe in Tirol!



„Woabst no, Xaverl, wie i vor dreißig Jahr auf 'm Fasching so süß in dem Nymphengwandl ausg'schaugt hab? — Gib i's jetzt der Spinnstoffsammlung, oder moanst net, daß i's do no amal zum Oziagn brauch?!"

**Dubbio:** "Ti ricordi ancora, Saverio, come trent' anni fa ero così carina in carnevale nel costume di ninf? ... Che lo dia adesso alla 'Raccolta Filati', oppure credi tu ch' io ne abbisogni un' altra volta?,"

#### MEIN FREUND JOHANNES

Ich wollte meinen Geburtstag feiern. Aber es trat sich recht unglücklich: Alle Freunde, die ich einladen könnte, waren auf Reisen.

So beschloß ich also, den Tag still und ohne Feier vorübergehen zu lassen. Entsprechend trat ich auch keinerlei Vorbereitungen.

Wie ich nun so einsam in meinem Zimmer saß, schellte plötzlich das Telefon. Frau Johanna war es, die mir gratulierte und mir ganz im Vertrauen mitteilte, daß Johannes seine Reise unterbrochen hätte und mich in etwa einer Stunde überraschend besuchen würde.

Diese Treue rührte mich zutiefst, und sie sollte

auch unbedingt belohnt werden. In aller Eile rannte ich von Laden zu Laden, besorgte Blumen, Kuchen und Wein, um meinen Freund würdig empfangen zu können.

Und wirklich, als er kam, sah es nett und anheimelnd bei mir aus. Er hielt auch mit seinem Lob keineswegs zurück.

„Ja, Johannes, was würdest du erst sagen, wenn du wüßtest, daß noch vor einer Stunde alles trüb und leer bei mir war. Ich kann dir nämlich veraten, daß ich gar nicht feiern wollte, bis deine Frau mich vor einer Stunde von deinem netten Plan, mich zu überraschen, in Kenntnis setzte. Ich habe mich tüchtig beeilen müssen, um noch rechtzeitig alles vorzubereiten!"

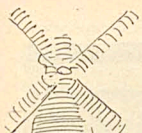
„Es ist doch wirklich kein Verlaß auf die Frauen!“, knurrte Johannes. „Ich hatte ihr ausdrücklich aufgetragen, schon zwei Stunden vorher anzurufen!"

\*

Johannes hatte dem Rauchen abgeschworen. Ich weiß nicht, ob er den Schwur lange gehalten hat, aber nach drei Tagen, als ich ihn besuchte, mußte ich jedenfalls feststellen, daß er ihn zum mindesten an diesem Tage nicht hielt.

„Was soll ich machen“, erklärte er auf meine ersten Vorhaltungen, „ich kann es nun mal nicht leiden, wenn unnütze Gegenstände im Zimmer herumstehen. Und denkst du, es machte sich hier jemand die Mühe, die Aschbecher wegzuräumen?"

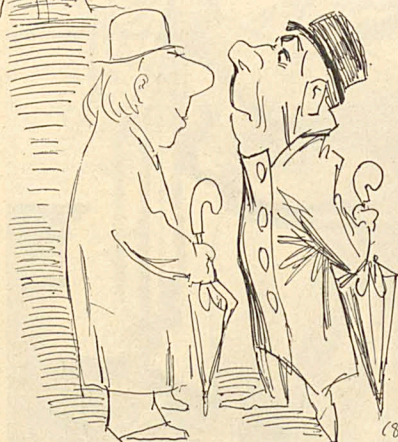
J. Bieger



Der Unbefangene

Il disinvolto

(C. Sturzfuss)



„Wenn Sie wüßten wer ich bin, würden Sie mich nicht „Rindvieh“ heißen!“  
„Na ja, dann ist 's doch nur gut, daß ich 's nicht weiß!“

“Se Voi sapeste chi sono io, non mi chiamereste ‘Buoccio!’...  
“Ervia, allora va pur bene ch' io non lo sappia!”

## LONDON

Von Paul Verlaine

Ach, ist's nicht wirklich traurig! Und endet das nicht böß!  
Ja, nicht einmal bestürzt darf man darüber sein.  
's ist wirklich wie der Tod des Tiers, das ganz allein,  
Vergeh'nden Blicks, sein Blut sieht rinnen ins Gefäß.

Denn London dampft und kreischt. O welche Stadt der Bibel!  
Das Gaslicht zuckt und schwinmt. Die Schilder glühn rot.  
Die Häuser schrumpfen ein und stehen da wie tot,  
Wie kleine alte Weiblein, grauhaft und übel.

All das Vergang'ne springt, miaut und quietscht und kreischt  
Im Nebel rot und gelb und schmutzig von „Sohos“  
Und von „Ineeds“ und von „All rights“ und von „Haß“.

Nein, wirklich, 's ist zu martervoll, zu hoffnungslos!  
Nein, wirklich, 's ist zu übel, es endet wirklich trüb.  
Oh, fiel' ein Feuerregen auf diese Stadt der Bibel!

Deutsch von Gerhart Haug

# Telegraphenmast Nr. 1346

VON JOSEF ROBERT HARRER

Was hatte schon Gonzalez davon, daß sich in seiner kleinen Vaterstadt Punarenas in Costa Rica einige Volksschulen befanden, wo man lesen, schreiben und andere unangenehme Dinge lernen konnte? Nichts hatte er davon, denn er zog lieber im Freien herum, er lag am Ufer des Stillen Ozeans, er träumte in den blauen Himmel, er phantasiierte den Wolken auf ihrer Reise nach und er streifte durch die üppigen Wälder und Fluren. Weil er aber dabei doch gerne zugriff, wo es etwas zu tun gab, brachte er abends immer einige Centavos heim, so daß sein rumliebender Vater sagte: „Ach, lassen wir den Jungen, wie er ist! Wenn er nur Geld verdient! Der alte Onkel Cleto kann sogar mit roter Tinte schreiben und dennoch muß er sich den Schnaps von reicheren Mestizen zahlen lassen!“

Und nun war Gonzalez dank seiner flinken Beine und seiner ausgezeichneten Kletterkunst seit etlichen Jahren Staatsangestellter. Er, der Analphabet, trug die mit silbernen Borten verzierte Uniform eines Post- und Telegraphenbeamten Costa Ricas. Ein Zwanzigstel der dreilausend Kilometer langen Telegraphenleitung stand unter seiner Oborsorge; und zwar gehörte Gonzalez zu der Kontrollabteilung, die nichts anderes zu tun hatte, als die Telegraphenmaste daran zu hindern, daß sie sich wieder in lebende Bäume verwandelten. Bei der üppigen, überquellenden Vegetation Mittelamerikas trieben besonders nach den tropischen Regengüssen die Maste, so dürr und ausgetrocknet man sie auch aufgestellt hatte, aus dem toten Holz Schößlinge, die in unglaublich kurzer Zeit weiterwucherten, die Drähte durcheinanderbrachten und Kurzschlüsse verursachten.

Gonzalez brauchte zu seiner Arbeit weder das Lesen noch das Schreiben, gerade daß er die Nummern der Maste ablesen konnte. Er wanderte die Leitungen entlang und entfernte von den Masten die Triebe und Schößlinge. Da er, wie gesagt, ein guter Kletterer war, machte ihm die Arbeit keine Mühe. Ja, er freute sich, wenn ein Mast am höchsten Ende einen Schößling trug; denn dann konnte er weiter in das Land blicken, wenn er hinaufgeklettert war, um mit dem scharfen Messer den Trieb abzuschneiden. Es war ein beneidenswertes Leben, das Gonzalez führte. Wenn er bisweilen mit seinen Jugendfreunden zusammentraf, die fleißig die Schule besucht hatten, sagte er:

„Ihr seid dafür bestraft worden, weil ihr nicht die Schule geschwätzt habt! Ihr schreibt in dicke, staubige Bücher, ihr sitzt in dunklen Stuben, während ich draußen arbeite, wo die Bäume wachsen und die Wolken wandern und wo ich manchmal zwischen zwei Telegraphenmasten einem hübschen Mädchen begegne, das mir einen Kuß schenkt! Dankt doch, einen Kuß während des Dienstes, für den mich der Staat bezahlt!“  
Einmal brüstete er sich wieder mit seinem freien Leben. Da meinte einer, der gleichfalls Postangestellter war, aber ein schreibender Beamter, wie Gonzalez zu sagen pflegte:

„Dein Beruf, lieber Gonzalez, wird leider bald ein Ende haben! Unsere Direktion in San José hat ein modernes Mittel angekauft, eine scharfe chemische Flüssigkeit. Mit dieser werden alle Telegraphenmaste angegriffen, dann werden sie für immer das Treiben lassen, dann werden sie für immer totes Holz sein... Du mußt der Post den Rücken kehren oder — lesen und schreiben lernen, damit man dich als Briefträger einstellen kann!“ Gonzalez erbleichte. Nach einer Pause fragte er leise:

„Ist das kein Scherz von dir?“  
Nein, es war kein Scherz! Schon wenige Wochen später teilte ihm sein Vorstand mit, daß er sich zu entscheiden habe. Entweder „Post lebewohl!“ oder „Lerne lesen und schreiben!“...

Nun mußte sich Gonzalez doch für die Schule entschließen. Während im ganzen Lande die Telegraphenmaste bestrichen wurden, saß er in einer Schule und versuchte, das nachzuholen, was er vor etlichen Jahren versäumt hatte. Die Monate vergingen; Gonzalez war unglücklich. Seit einer Woche rauchte nun der Tropenregen. Es war, als käme der warme Himmel hernieder. Das Land duftete von Blüten und von Lebenskraft. Und plötzlich hielt es Gonzalez nicht mehr aus. Er warf die Hefte weg und stürzte hinaus, er rannte in den Regen wie in ein lang entbehrtes Glück. Ohne zu überlegen, lief er die Wege, die er sonst gegangen war, von einem Telegraphenmast zum anderen. Da standen sie, kahl, grau, ganz gefötelt von der verfluchten Flüssigkeit, mit der man sie angegriffen hatte. Und rings dampften die Wälder vom werdenden Leben.

Gonzalez hatte die Schule vergessen. Ach, er würde schon etwas finden, wovon er leben konnte.

Plötzlich stutzte er. Er stand im rauschenden Regen, der duftete und sang. Vor ihm ragte ein Telegraphenmast, der nicht tot war. Schon trieben einige kleine Zweige aus ihm heraus. Träume er? Gonzalez griff zögernd nach dem Schößling. Und dann weinte er vor Glück. Rasch schnitt er den Schößling ab und rannte in die Stadt zurück. Atemlos stürzte er zum Postvorsteher: „Da!“ rief er aus. „Da, da! Sehen Sie nur! Vom Telegraphenmast Nr. 1346!“ — „Ja, der Regen des Himmels ist stärker als wir Menschen!“ sagte der Beamte.

Drei Tage später trugen fast alle Telegraphenmaste Schößlinge. Und drei Tage später durfte Gonzalez wieder die silberverzierte Uniform anziehen und hinausgehen. Seine 150 Kilometer warteten auf ihn. Und wieder schnitt Gonzalez die Schößlinge von den Telegraphenmasten ab und wieder küßte er die Mädchen, die ihm begegneten.

## Erholung

(R. Kriesch)



„Ist 's nicht scheußlich, Fritz? Überall liegen Menschen herum!“  
„Na ja, aber auf der Straßenbahn ist es noch voller!“

**Ristoro:** „Che orrore, Fritz! Quanta gente giace qui tutt' in giro!„ — „Eh sì; ma nel tram c'è ancora più calca!„

# DIE SPARBÜCHSE

VON BRUNO WOLFGANG

Gegen sieben Uhr abends kam Herr Scholz zu Doktor Lindtner.

„Zieh dich an. Du gehst mit mir zur Geburtstagsfeier für Geheimrat Müsel. Es ist sein neunzigster Geburtstag, eine große Sache. Es kommen viele Persönlichkeiten hin und es gibt sogar Wein. Um dem alten Herrn eine besondere Freude zu machen, wollen wir alle im Frack erscheinen. Also vorwärts!“

„Du weißt doch, daß ich nichts anzuziehen habe“, erwiderte Doktor Lindtner verdrießlich.

„Das mußt du erst beweisen. Öffne den Schrank.“ Dr. Lindtner öffnete den Schrank, in dem nichts hing als der gewendete Überzieher, der Touristenanzug, der leichte Sommerrock, ein unmoderner Frack und in der Ecke etwas Langes, sorgfältig in Leinwand eingeschlagenes, leise baumelnd wie ein Geheknert.

„Was ist das?“ fragte Herr Scholz streng. „Ist das denn neuer Frack?“

„Nein. Ich habe nur diesen alten. Und der war mir schon vor zehn Jahren viel zu eng.“

„Aber was ist unter dieser Leinwand?“

„Also, wenn du es durchaus wissen willst: meine Sparbüchse.“

„Wie?“

„Ja, es ist meine Sparbüchse. Aber um dir das zu erklären, müßte ich dir eine ganze Geschichte erzählen.“

„Bitte, erzähle. Wir haben noch eine gute Stunde Zeit. Dafür verpflichtetst du dich, nachher unbedingt mit mir zu der Feier zu gehen.“

„Wenn mir mein Frack paßt“, ergänzte Dr. Lindtner hinterlistig.

„Einverstanden.“

Während sich Scholz in seinem Stuhl erwartungsvoll zurechtsetzte, hob Lindtner vorsichtig den langen Leinwandsack vom Haken und öffnete ihn. Es erschien ein alter, unglücklich schäbiger Mantel, anscheinend militärischer Herkunft. Der Kragen ähnelte einer gekrümmten Speckschwarte, die Knopflöcher waren so ausgewetzt, als wären sie der Einfachheit halber mit kleinen Granaten durch das Tuch geschossen worden. Die Knöpfe hatten die verschiedensten Größen und Farben, sofern sie nicht überhaupt fehlten. In den beiden Seitentaschen, deren ausgefranste Klappen wie haarige Ohren wegstanden, zog irgend etwas Gewichtiges wie eine Handvoll Kieselsteine den faden-scheinigen Stoff abwärts in gefährlicher Spannung. „Das ist der Mantel meines Kriegskameraden Will Kratoch, den ich aber noch immer Kratochwill nenne, wie er früher hieß. Wir dienten im Weltkrieg beide bei der Artillerie und standen eine Zeitlang nebeneinander an der russischen Front in Polen. Dann verloren wir uns aus den Augen und trafen uns erst nach der mörderischen Brüssel-Offensive, bei der größere Teile unseres Korps abgeschlachtet wurden, in der Kriegsgefangenschaft wieder, im Lager von Tschita. Kratochwill war alles eher als ein Soldat. Er war stets mehr ein Freund des beschaulichen als des tätigen Lebens gewesen. Im Zivill schien er es trotz seinen dreißig Jahren noch zu keinem rechten bürgerlichen Beruf gebracht zu haben, in den Listen stand er immer als Privatgelehrter, und anscheinend hatte er von den Zinsen des Vermögens gelebt, das ihm sein Vater, ein tüchtiger Versicherungsagent, hinterlassen hatte. Er behauptete, an einem großen nationalökonomischen Werk zu arbeiten, er besaß umfassende, wenn auch nicht sehr gründliche Kenntnisse, hatte viel gelesen, verstand oberflächlich mehrere Sprachen und kannte, wie es schien, alle irgendwie hervorragenden Persönlichkeiten der Politik und Finanzwelt.

Da er im Lager kein Material für seine wissenschaftlichen Arbeiten hatte, überließ er sich völlig dem Nichtstun. Nie habe ich einen Menschen mit solcher Innigkeit und geradezu künstlerischer

Technik faulenzen gesehen. Sein Interesse an der Heimkehr war gering. Die Nationalökonomie entbehrte er offenbar leicht. Hingegen wußte er in Verpflegungsangelegenheiten manches tiefgründige Wort zu sprechen. Das Legerleben, das die anderen verfluchten, schlug ihm vorzüglich ein. Er gedieh prächtig und bald führte er den stattlichen Bauch des Lagers zwischen den Strohsäcken der riesigen Säle spazieren.

Ich hielt dieses Leben trotz allen Beschäftigungs- und Zerstreuungsversuchen nach drei Jahren nicht mehr aus. Bei einer günstigen Gelegenheit machte ich mich davon und es gelang mir, wie du weißt, im Jahre 1918 die Heimat wieder zu erreichen. Kratochwill war natürlich in Sibirien geblieben und ich hörte nichts mehr von ihm.

Im Jahre 1921 sah ich ihn zum ersten Male wieder, als er eben aus einem besseren Stadtcafé auf die Straße trat. Ich trug natürlich schon längst wieder Zivil. Er aber trug noch Uniform, worum sich in dieser unrefreulichen Zeit niemand kümmerte. Der Mantel war damals noch sehr schön und wurde von der rundlichen Gestalt Kratochwill's präll ausgefüllt. Wir begrüßten uns herzlich. Er erzählte mir, daß er vor wenigen Monaten zurückgekehrt sei und nun auf die Flüssigmachung

seiner Kapitalien in den Nachfolgestaaten warte. „Bist du noch immer im Staatsdienst?“ fragte er schließlich. „Unsin. Ein Mensch wie du müßte sich doch etwas Besseres finden. Ich gebe dir den guten Rat, geh zu Direktor Markowsky bei der Zillig“, bestellte ihm einen schönen Gruß von mir und sag ihm, er soll dich als Reklamechef anstellen. Das wäre etwas für dich. Man hat mir den Posten angetragen. Aber meine Gehaltsansprüche waren innen etwas zu hoch.“

Ich dankte ihm herzlich und wir reichten uns die Hände zum Abschied. Kratochwill hielt meine Hand noch etwas länger fest. „Sei nicht böse... dumme Geschichte... ich muß mir ein Auto nehmen, weil ich bei einem Advokaten wegen meiner Auslandspapiere eine dringende Sitzung habe. Gerade jetzt, beim Zahlen, habe ich gesehen, daß ich nichts mehr bei mir habe. Die Banken sind schon gesperrt. Und ich kann doch den Wagen nicht gut mit einem Scheck bezahlen. Vielleicht könntest du so gut sein, mir 30 000 Kronen zu leihen. Morgen früh schicke ich sie sofort.“

30 000 Kronen waren damals nicht gerade viel. Ich gab sie ihm selbstverständlich. Er steckte das Geld einfach in die linke Manteltasche und ging. Da er nichts schickte, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Dann traf ich ihn zufällig an einem Vormittag bei der Oper, mit großer Aufmerksamkeits dem Theaterzettel der abendlichen Festvorstellung studierend.

„Servus Lindtner“, „Servus Kratochwill.“

„Ich heiße jetzt Will Kratoch“, bemerkte er mit

(W. Becker)

Prometheus - Prometeo



„Da schaughts her! D' Geierwally!“



wichtiger Miene: „Nicht etwa, weil ich lyrischer Dichter geworden bin, sondern weil ich Aussicht auf einen leitenden Posten bei einer großen Deutschen Exportfirma habe und slawische Anklänge vermeiden will. Schade, daß heute kein einziger Parkettstiel in der Oper mehr zu haben ist. Meine Angelegenheiten in den Nachbarstaaten sind noch immer nicht erledigt, was sagst du. Hästest du vielleicht zufällig fünf Schilling bei dir? Ich habe ein Geburtstagsgeschenk einzukaufen. Übrigens rate ich dir, kaufe „Polonia Naphta“, das ist jetzt das Beste. Aber schau, daß du gesperrte Syndikatsstücke bekommst.“ Ich gab ihm fünf von meinen acht Schillingen, er steckte sie in die rechte Tasche und wir verabshiedeten uns freundschaftlich. Er trug noch immer denselben Mantel und steckte mich Geld immer noch in die Manteltasche. Ansonsten aber trug er schon Zivil. Sein Filzhat war so verbläut und verbotgen, daß ich auch der romantischste Musiker verschmäht hätte. Der Mantel hatte schon stark gelitten und hatte nichts mehr gemein mit Mänteln, die man sonst auf leitenden Posten antrifft. Kratochwill selbst war auffallend mager geworden.

So begabte ich ihm nun alle Jahre zwei- bis dreimal. Jedemal war er ein wenig in Verlegenheit, gewöhnlich stand er vor einer Reise, um eine Stellung anzutreten. Da durfte ich wohl nicht nein sagen. Übrigens waren die Fahrten nie weit und ihre Preise in der jeweils geltenden Valuta meinen Verhältnissen durchaus angepaßt. Im Durchschnitt drei Schilling, Lustbarkeitssteuer und Warenumsatzsteuer inbegriffen. Von einer Begegnung zur anderen wurde Kratochwill magerer. Sein unrasiertes Gesicht sah runzig aus wie ein ungefarbener Apfel. Der Mantel sah schon ungetrauer aus, wie du zu ihm hier siehst. Er trug ihn auch bei der größten Hitze und immer zugeknöpft, vermutlich um einen noch ärmerlichen Anzug zu verdecken. Wahrscheinlich diente ihm der Mantel auch als Nachthemd, Bettdecke oder Tischuch. Armer Kratochwill. Es ging ihm wirklich schlecht. Vielleicht hätte er sich sogar entschlossen zu arbeiten. Aber zum Äußersten wollte er sich doch erst entschließen, wenn seine Auslandsangelegenheiten geklärt waren (obwohl der Betrag, um den ich handelte, viel zu klein war, um ihm ein Rentnerdasein zu ermöglichen). Auch mußte man damals schon um Arbeit kämpfen, und er war kein Kämpfer.

Zuletzt sah ich ihn vor drei Jahren. Einmal im

Frühling, einmal im Herbst. Schüchtern wachte ich die Frage: „Nun, Kratochwill, wie geht's?“ „Du wirst lachen“, erwiderte er, „ich leide verage.“ Ich war so verblüfft, daß ich zu ihm trat und vergaß. Unwillkürlich streifte ich mit einem Blick seinen Mantel, den immer gleichen, der ewig den kaum noch menschlichen Mantel, der ich bereits angewachsen schien. „Ja, da staunst du“, fuhr er fort. „Schön bin ich ja nicht und auch nicht gerade elegant. Aber du weißt ja, wie die Weiber sind. Die Meinige fliegt auf mich, du möchtest es nicht glauben. Ihr Vater hat eine große Selcherei. Übrigens kann ich dir denn vielleicht eine Nebenbeschäftigung verschaffen, Steuerberechnungen oder irgend etwas dergleichen. Unser Umsatz ist sehr groß. Im Sommer soll die Hochzeit sein. Dann bin ich endlich sauiert. Wenn du aber jetzt zufällig zwei Schilling übrig hättest, wäre mir wirklich gedient. Ich habe jetzt viele Repräsentationsauslagen, Autofahrten, Blumen, du wirst schon sehen, wenn du einmal heiratest. Bis zur Hochzeit muß man alles selber zahlen. Eine ekelhafte Zeit...“

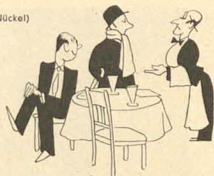
Es war der Letzte des Monats. Ich erschrak ein wenig und zog verlegen meine Geldbörse hervor. Er half mir das Geld hervorschütteln. Zwei Schilling krochen ängstlich heraus. „Na also, siehst du“, sagte Kratochwill gültig und erspähte mit scharfem Blick noch einen Halbschilling in einer Falte. „Da ist ja noch eine Kleinigkeit auf Zigaretten. Ich habe schon drei Tage nichts gereucht. Hast und gib mir noch deine Adresse. Du wirst uns hoffentlich das Vergnügen machen, wenn wir dich einladen.“ Dann ging er fort in seinem Mantel, und ich sah ihn noch von ferne bereits rauchend in die Straßenbahn einsteigen. Ich war blank und ging ohne zu rauchen zu Fuß nach Hause. Das letztemal war dann im Herbst. Er kam in meine Wohnung, erstaunlich verändert, gewaschen, rasiert und in einem neuen Mantel mittlerer Qualität. In der Hand trug er ein ungeküscht verführtes Paket.

„Servus Lindner“, sagte er ernst, „du wirst jetzt staunen, ich fahre nach Sumatra.“ Verstört kalkulierte ich rasch, ob meine ganze Wohnungsinrichtung für eine Fahrkarte nach Sumatra ausreichte. Kratochwill erriet meine Gedanken. „Sei außer Sorge, ich habe schon meinen Schiffsplatz. Von meiner Frau bin ich geschieden. Es war gräßlich. Ich rate dir, heirate nie. Ich werde mich drüben im Tabakgroßhandel betätigen. Wenn gute Aussichten sind, werde ich dir schreiben. Vielleicht kannst du auch drüben dein Glück machen.“

Gewohnheitsmäßig glitt meine Hand in die Gegend der geldbewahrenden Hosentasche. „Nein“, wehrte Kratochwill mit seltsamer Milde ab, „ich brauche nichts. Das zahlt die Gesellschaft. Ich bin dir eine Kleinigkeit schuldig. Das werde ich von dort aus durch die Bank von England regeln lassen. Ob wir uns noch einmal im Leben sehen werden, weiß ich nicht. Ich möchte dir nur ein kleines Andenken zurücklassen, kleines Wertgegenstand, nur eine einfache Erinnerung. Er übergab mir das Paket und entfernte sich bald. Ich habe seither nichts mehr von ihm gehört. Das Paket enthielt den wohlkannenden alten Mantel. Was Kratochwill zu diesem sonderbaren Geschenk bewegen haben mochte, ist mir nicht ganz klar. Vielleicht wollte er weniger mir als dem alten Mantel etwas Gutes erweisen und dem treuen Diener bei einer verlässlichen Persönlichkeit, die ich ja zweifellos war, eine Art Altersversorgung bieten. Ich ließ den Mantel ein Jahr lang an der Luft hängen, dann wies ich ihm einen freien Platz im Schrank an. Aber damit war die Sache noch nicht zu Ende. Ich behaupte immer, daß die Dinge ebenso wie die Tiere bei langem Umgang mit Menschen etwas von der Seele ihrer Herren annehmen. Es war bestimmt keine Sinnesäußerung, als ich einmal beim Öffnen des Schrankes den Mantel rasch flüstern hörte: „Verzeih, ich bin in Verlegenheit... wenn du eine Kleinigkeit hättest... drei Schilling fündigt...“ Und hinter diesen Worten stand hypnotisch Kra-

## LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



„Mit Walter machten wir schon etwas mit. Nie hatte er Geld bei sich. Immer, wenn es aus Zahlen ging, hatte er dieselbe Ausrede: „Verlegt es für mich, meine Freundin! Ich habe meine Brieftasche daheim in meinem Schreibtisch liegen lassen!“

Vier Wochen fielen wir ihm darauf hinein. Als wir aber jüngst im Café Herrenhof saßen — Wir saßen sehr lange. Die Polzeistunde nahte.

Der Kellner kam:

„Die Rechnung, meine Herren!“

Walter sogleich:

„Verlegt es für mich, meine Freundin! Ich habe meine Brieftasche daheim in meinem Schreibtisch liegen lassen!“

In dieser Minute erschien an unsern Wink vier Möbelpacker in der Tür und schleppten Walters schwarzes Schreibtisch bis zu seinem Platz und stellten ihn vor ihm nieder. Wir hatten ihn heimlich herbringen lassen. J. H. R.

\*

Meine Mutter war die beste Mutter der Welt. Eines Tages führte ich sie in Wien ins Burgtheater. Man gab Shakespeares Sommernachtstraum. Beim Heimweg sagte meine gute Mutter kopfschüttelnd: „Und das schöne Stück, was du geschrieben hast, haben sie zurückgewiesen!“ J. H. R.

\*

Ich hatte eine neue Sekretärin.

Als ich den ersten Brief las: — „Fräulein!“ tobte ich, „Sie schreiben Philister mit P?“

Die Sekretärin sagte: „Verzeihung! Aber das V auf der Maschine ist kaputt.“ J. H. R.

## SPANISCHE WINDMÜHLE

Schwer war der Wein der „Venta“, — stolzer Trug!

Nun träum' ich tief in meinen leeren Krug Und sehe Spaniens Himmel rasch verbleichen.

Der Mühlenflügel schlägt des Kreuzes Zeichen: Vier Arme himmeln die Erde reiden Mit Händen, die beschwören und die segnen.

Gott sendet Sonne, läßt ein wenig regnen. Der dürre Acker schwillt, gebiert das Brot. Zermalmt von einem Mähleisen, stirbt die Not.

So wirst du, seltsam Wesen, zum Symbol Des ewigen Geschlechts. Von Pol zu Pol Spannst du den Kreis, den einst Cerontes sah,

Den Kreis der Phantasia uns arme Leben, Das Kreuz der Illusion im steten Streben, Und winkst du Don Quichoten, — Ich bin da!

Rainer Prevoß



„Siehst du, Fifi, nur ein einziger Mann weiß, daß ich dieses Hemdchen trage!“  
„Vielleicht wird 's sich doch bald weiter herumsprechen!“

**Il segreto:** „Vedi, Fifi, soltanto un unico uomo sa che lo porto questa camicioletta!., — “Forse presto ne correrà la voce in giro!.,



Wo kann das sein?  
Vielleicht an der Ilz,  
Die sich der Donau spendet.

Dort duften die Wälder nach moosigem Filz,  
Die Postwirthshäuser nach Bier und Milz.  
Eine Stimmung: zeitabgewendet.

Ein Lagerplatz von Holz gesäumt,  
Grellweiß, mondüberschäumt,  
Träumt.

Die Säge schweigt, die am Tage schrie.  
Im Stalle brummt das Vieh,  
Stiere, Kühe und Kälbchen.  
In Nestern schlummern die Schwälbchen.  
Das Haus, darum die Nachtluft streicht,  
Von Wassernebel und Staub gebleicht,  
Duftet nach Rinde und Spänen.  
Und gelben Baumharztränen.

Eine zerauste Fichte im Vordergrund  
Im Hintergrund [schauert.  
Rollen Hügel kugelrund  
Und haben die Landschaft zugemauert.  
Und mittendrin ein Mann mit Hund.

Alois — Gestalt aus Volksbuchbildern,  
Als junger Bursche tat er wildern  
Auf Weiber, Fasanen und Hirsche —  
Kehrt raunzend heim vom Wirthshäustische.  
Es knirscht der angeschwemmte Kies  
Hohl unter dem Schuh des Alois.

Ein Lagerplatz, mit Holz belegt,  
Unwirklich weiß, windkalt umfegt,  
Raunend sich regt:  
Uralte bayrische Bauerngötter,  
Rauschbeutel, Perchten, Viecher, Spötter,  
Mit Hörnern, Fratzen, Haarwulstzehen  
Heimtückisch hinter dem Mann hergehen.

Anton Schnack



### *Der Rekonvaleszent spricht*

Die du so voll grüner Winkel bist,  
Mütterchen Natur, geh, schenk' mir einen,  
wo die Sonne stets bereit, zu scheinen,  
und der Himmel ohne Bomben ist.

Mitten inne lockt ein Stuhl zum Ruh'n:  
„Mache dir's behaglich, raste, säume!  
See und Berge glänzen durch die Bäume.  
Wag' es einmal kecklich, nichts zu tun!

Vegetiere fromm in Gottes Hut!  
Keine Damen gibst's hier, keine Herren,  
keine Apparate, die da plärren . . .“  
— Mütterchen Natur, geh, sei so gut!